



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sz.: Zur vergleichenden Architektur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wir sind am Schluß. Es sei uns jedoch noch gestattet, wenigstens mit einigen Worten die Bestimmungen des bei uns geltenden Rechts mit den Bestimmungen des Congresses, so weit sie die Dauer des geistigen Eigenthums betreffen, zu vergleichen. Der deutsche Bund hat in das Bereich seiner Fürsorge die Gattin des Schriftstellers und Künstlers nicht gezogen, und es lag für ihn hierzu auch keine Veranlassung vor, weil es dem Schriftsteller und Künstler jederzeit frei steht, seine Gattin zu seiner Erbin zu ernennen. Es sei jedoch fern von uns, gegen die Galanterie des Congresses irgend etwas zu sagen. Bei der Uebertragung dieser Bestimmung auf unser deutsches Recht wird es nur nöthig sein, das Verhältniß des Rechts der Gattin zu dem der Erben etwas genauer zu fixiren, da beide sonst vielleicht miteinander collidiren könnten. Wir müssen sodann auch die Partei des Bundes insoweit ergreifen, als er nur für dreißig Jahre die Rechte des Erblassers bei den Erben anerkannt hat. Dreißig Jahre ist ein Menschenalter, und dieser Zeitraum dünkt uns ein ganz passender Abschluß. Nachdem jedoch der brüsseler Congress sich für den größern Zeitraum eines halben Jahrhunderts entschieden hat, können wir nur wünschen, daß der deutsche Bund diese Erweiterung der Rechte der Erben ebenfalls eintreten lasse, wie wir denn überhaupt den aufrichtigen Wunsch hegen, die Bestimmungen des internationalen Congresses sämtlich bei uns in Ausübung gebracht zu sehen. W. J.

Zur vergleichenden Architektur.

Aus dem wunderbaren Schönheitsfönn der Griechen ist ihre Baukunst hervorgegangen, in welcher das Ansprechende mit dem Zweckmäßigen — die sonst oft gegeneinander im Widerspruch stehen — glücklich vereint ist. Die unnachahmlich edle Einfachheit jenes Volkes ließ auch hier seine Künstler, ohne Ueberschwenglichkeit und Verkünstelung, das Wesen in den Formen treffen und, gleichsam ohne Schweiß und Mühe, zu demjenigen gelangen, was der eigenthümliche Ausdruck der Sprache als *Kalokagathia* bezeichnete, das Gute, das durch sich selbst auch ebenso das Schöne ist. Aber auch die Natur des Wohnortes kam dabei zu Hilfe. Das milde Klima forderte im Ganzen wenig Schutz gegen die Witterung, keine starken Mauern gegen Frost oder glühende Hitze. Eine über die Menschen und die Götterbilder sich erhebende Decke, welche sie gegen Regen und die Strahlen der Mittagssonne schützte,

entsprach dem wichtigsten Bedürfnisse. So stellte sich griechischer Architektur dem Wesen nach die Aufgabe, die Last der Decke emporzuhalten. Dies leistete die Säule. In der Säule und Säulenordnung sieht man also mit Recht den Kern und Charakter dieser Kunst. Wurde auch der innere Raum zu weiterm Schutze noch umschlossen — die Mauer blieb immer unwesentlich, sie verdeckte und verschlang nicht, wie meist in unserer neuern Baukunst, die Säulenreihe, diese war es, welche, frei rings um die Tempel laufend, die Decke trug und dem ganzen Bau Charakter und Form gab. Ebenso wenig hebt der Umstand, daß mitunter Tempel ohne Dach gebaut wurden, die allgemeine Geltung des Gesagten auf.

Anfangs empfand die Architektur schwer das Drückende der Last. Dieser schob man die stämmige, dorische Säule unter, welche dick und kurz, einem einfachen, starken Baumstamm ähnlich, die Schwere dessen, was sie zu tragen hatte, dem Beschauer handgreiflich vor Augen stellte. Indes das Materiell-Schwerfällige mußte dem geistigen Wesen des Griechen bald widerstreben, der alles zu erklären verstand und, liebenswürdig-leichten Sinnes wie er war, den Drang haben mußte, das Lästig-Plumpe zu überwinden und, wenigstens dem Schein nach, leicht zu machen. Auch hatte Erfahrung ihn belehrt; übertrieb man anfangs die Mittel, um den Zweck so sicherer zu erreichen, nahm man zu Decke und Giebel dickes Material, machte man die Stütze recht umfangreich, um alles fest und dauerhaft sein zu lassen, so lernte man allmählig, Druck und Gegendruck genauer gegeneinander abwägen. Man hob die Last geschickter und leichter empor und ließ sie höher im lustigen Raume schweben. So folgte auf die dorische die jonische Säule und aus dieser ging die schlankere korinthische hervor, bei welcher schon das Laubwerk, in das der Stamm auslief, zu genügen schien, um das Darüberliegende vor dem Fall zu schützen. Die griechische Säule wurde gewissermaßen lebendig in der Form der Atlantiden und Karyatiden, von welcher indes nur mitunter und mit Maß Anwendung gemacht wurde. Da wo erstere die Wucht des Gebälkes, wie nach der Mythe Atlas das Himmelsgewölbe, gebeugt, mit den Schultern und emporgestreckten Händen tragen, entsprechen sie der festen, dorischen Säule. Wo aber Frauengestalten als Träger ausreichen, um den Einsturz zu hindern, da vermag ihre Kraft nur etwa die korinthische Säule zu ersetzen.

Die griechische Architektur, nebst dem aus ihr hervorgegangenen, oder durch ihren Einfluß umgebildeten römischen Stil, hat sich vorherrschend in Europa eingebürgert. Die Verzierungen, welche selbst in der bürgerlichen Baukunst an der Fronte der Häuser angebracht werden, Säulen und Pilaster, pflegten jener entnommen zu sein. Zwar herrscht neben ihr auch der ganz anders gestaltete gothische Bau, aber doch meist zu kirchlichen Zwecken. Er tritt so gleichsam aus dem weltlichen Gesichtskreise zurück. Man hat sich dem-

nach im Allgemeinen an den Gedanken gewöhnt, daß, was die Griechen leisteten, der höchste und siegende Ausdruck der architektonischen Idee sei. Indes kann man dies nur mit der nöthigen Einschränkung gelten lassen. Denn theils ist die Architektur noch anderer Formen fähig, theils kann sich hier ein geographisches Moment als maßgebend geltend machen.

Fassen wir zunächst die Säule, als solche, ins Auge, so liegt, wie schon angedeutet, der griechischen die Form des Baumstammes zu Grunde. Das schneckenförmige Capitäl der jonischen und das mit Blättern geschmückte der korinthischen legt den Gedanken nahe, daß man zuerst nur den Stamm allein verwandte, und daß, indem man ihn dann höher abschnitt und noch einen Theil der starken Zweige, oder gar auch des Laubwerkes daran ließ, dies der jonischen oder korinthischen Ordnung den eigentlichen Ursprung gab. Die künstlerische Entwicklung, welche in der Gestaltung der Capitäle eintrat, veränderte allmählig die erste natürliche Form und verdeckte sie durch angebrachte neue Zierrathen, aber doch nicht so sehr, um sie für aufmerksame Betrachtung ganz zu verwischen. Denn daß den Griechen der Baum nicht nur das Vorbild der Säule gab, sondern daß sie ihn selbst in der That dazu benutzten, ist bekannt, da steinerne Säulen erst später in Anwendung kamen. Ja, man möchte vielleicht annehmen dürfen, daß man bei den ersten, rohen Anfängen der Baukunst sich, wo es nicht nöthig war, gar nicht die Mühe gab, den Baum erst umzuhauen und dann als Säule aufzurichten, sondern daß man ihn, wo er an Ort und Stelle recht stand, an seinem Plage und mit der Wurzel in der Erde ließ. Dies scheint in der bekannten Stelle bei Homer Unterstüzung zu finden, wo Odysseus die erste Anlage seines Hauses beschreibt. Ein Delbaum von der Dicke einer Säule blieb innerhalb desselben stehen. Erst nachdem die Decke gezimmert war, wurde die Krone umgehauen, an der Wurzel des Baumes aber noch die Bettstelle unbeweglich eingearbeitet.

Gibt nun nicht, bloß das Verhältniß der Höhe zum Umfang, sondern auch die Gestaltung des Capitäls, der Säule ihren besondern Charakter, so durfte sie nicht nur den Baum überhaupt darstellen, sondern es konnte ja die Art desselben sich aussprechen, auch andere Pflanzenformen gewählt, und dadurch ein neuer und charakteristischer Schmuck gewonnen werden. Dies geschah zwar in Griechenland nicht. Dagegen finden wir in Aegypten den Knauf der Säule der Palme entnommen, ein andrer Mal stellt er die Lotusblume, oder andere Pflanzenarten dar, und es tritt daselbst außerdem eine große Mannigfaltigkeit in der Bearbeitung der Capitäle, nach Dimension und andern Verhältnissen, ein. Eignen sich ferner auch Thiergegestalten zum Tragen, wie Rinder, welche das eherne Meer im Salomonischen Tempel trugen, Löwen und Elephanten, welche in den indischen Sculpturen vorkommen, so ließen sich dergleichen (vielleicht indes minder passend) auch bei den Capi-

tälen verwenden, was in der That bei der persischen Säule zu Persepolis, wie bei der indischen der Fall ist.

Aber die Säule bildet gar nicht überall, wie in der im Ganzen leichten, griechischen Bauart, wenn man so sagen darf, die leitende Hauptformel der architektonischen Berechnung. Sie kommt im gothischen Stil allerdings auch vor, aber nicht draußen, als Schmuck und Charakterausdruck des Gebäudes, sondern im Innern, um als Ausgangspunkt für die zusammenlaufenden Linien der Spitzgewölbe zu dienen und sich in denselben gleichsam fortzusetzen. Sie fällt ganz fort, wo der Bogen des Gewölbes ausreicht, um sich selbst und die Decke zu tragen. Es ist bekannt, mit welcher Kühnheit alte italienische Architekten ihre weiten Wölbungen spannten, indem sie durch die genaueste Berechnung und Ausführung den Nothbehelf der Säule überflüssig machten. In solchen, kolossaler angelegten Gebäuden kommt die Mauer selbst zu ihrem vollen architektonischen Recht. Wegen ihrer Höhe schon an sich selber eine bedeutende Last tragend, also in ihrer Stärke beim Ausgange vom Grunde bedingt, und zum Tragen schwerer steinerne Decken oder hoher Gewölbe bestimmt, wird sie an sich bedeutsam, während sie im griechischen Bau nur eine ganz beiläufige, untergeordnete Rolle spielt.

Man konnte sich demnach schon im Alterthum, da wo nicht die Säule, sondern die volle Mauer zur Anwendung kam, die Frage vorlegen, in welcher Weise ihre weite, kahle Fläche zu schmücken sei. Bei der vorherrschenden bürgerlichen Architektur der neuern Zeit kann zu dieser Frage um so weniger Anlaß sein, da meist Haus neben Haus steht und wir nur die eine, vordere Seite zu sehen bekommen. Diese ist aber nicht Mauer, sondern wesentlich eine Reihe von Pfeilern, die durch dazwischen gespannte Bogen die Fensterbrüstungen tragen, und oft, mehr oder minder geschmackvoll, als Pilaster ausgeführt sind. Durch die Fenster selbst, Thorwege und Thüren bietet sich schon so viele Mannigfaltigkeit dar, daß nur wenig dazu gehört, um den noch bleibenden Raum architektonisch zu zieren. Aber wo größere öffentliche Gebäude ringsum frei stehen, kann sich hier eine schwer zu lösende Schwierigkeit zeigen, wie z. B. das dem Schlosse in Berlin gegenüberliegende alte Museum zwar in der Säulenreihe der Vorderseite seinen griechischen Schmuck erhielt, jedoch an den andern Seiten kahl emporsteigt, ein Uebelstand, der, wie jedem Beschauer, so gewiß auch dem berühmten Architekten des Gebäudes, und ihm zuerst auffiel, aber nicht leicht zu beseitigen war. Auch selbst bei Wohnhäusern, die an dem Durchschnitt zweier Straßen liegen, ist man in Hinsicht der fensterlosen Seite in Verlegenheit, bei der man sich durch sogenannte „blinde Fenster“ hilft, die schwerlich als ein wahrer, architektonischer Schmuck gelten können.

Die uns vor Augen stehende gothische Architektur hat nun den dünnen Anblick, welchen glatte und kahle Flächen gewähren, glücklich zu vermeiden

gewußt, indem sie die gerade Linie der Mauern mannigfach unterbricht, das Gebäude in Kreuzesform auführt, kleinere und größere Thürme an seinen Seiten hervortreten läßt, und so dem Ganzen einen verschiedenartigen, pittoresken Anblick gibt. Diente die älteste gothische Baukunst mehr nur dem Zweck der Festigkeit, ohne auf die Schönheit der Form sehr zu achten, so hat die sogenannte neugothische Architektur, etwa seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts, das Gigantische mit dem Schönen wohl vereinigt. Ob und inwieweit dieselbe manches aus der maurischen und arabischen Bauart angenommen, oder selbst aus ihr, wie behauptet wird, hervorgegangen, diese Frage lassen wir hier auf sich beruhen. Aehnlich wie der Griechen im korinthischen Stil, suchten auch die Araber, aber mit ganz andern Mitteln, die Schwere vergessen zu machen, indem sie in hohen Bogen die Last gleichsam der Anschauung entrückten und die durchbrochenen Wände mit Blumen umflochten. Dieß Durchbrechen der Steinmauern, zumal an vorgebauten Thürmen, daß sie klar und durchsichtig erscheinen, ist eben auch dem neugothischen Stil eigen, wie überhaupt das Erstreben der Leichtigkeit. Durch die vielen Spizen, kleinen Thürme, durchbrochenen Wände und vorspringenden Verzierungen von außen, durch den kühnen Aufschwung schlanker, scheinbar zum Tragen ganz unfähiger Säulen im Innern, durch den hohen Flug himmelanstrebender Thurmbauten, wird das Ganze gleichsam emporgehoben, und diese Richtung nach aufwärts hebt die zum Grunde gewandte Schwere anscheinend auf. Und doch liegt in den Spitzgewölben und in der massenhaften Anlage des Ganzen wiederum so sehr der Ausdruck der Festigkeit und Sicherheit, daß zwei widersprechende Eigenschaften hier kunstvoll ausgehört sind. Dem gothischen Stil ist diejenige Symmetrie nicht eigen, die wir im griechischen bewundern, und doch wird niemand ihm Regellosigkeit vorwerfen. Auch in der Landschaft, wenn sie unser Auge entzückt, herrscht Symmetrie, aber nicht nach den genau gemessenen Linien griechischer Kunst. Ohne Wage und ohne Meßschnur dehnt die Natur ihre Flächen aus und häuft sie ihre Massen, läßt sie ihre Ströme rauschen und ihre Meere wogen und doch passen ihre Theile zusammen und ordnen sie sich zu einem die Seele erhebenden Ganzen, so daß wir dem alten, biblischen Naturfreund nachfühlen, wenn er prophetisch begeistert ausruft, Gott habe das Wasser mit seiner Hand gemessen, mit der Spanne die Himmel geordnet und nach Gewicht und Maß den Erdenstaub geschüttet, die Hügel und Berge vertheilt. Gewissermaßen jenem großen Beispiel nachahmend und die Symmetrie der Kunst und Natur vermittelnd, verschmäh't auch der gothische Bau die gleichen Höhen und Weiten, ohne aber doch im Großen und Ganzen dem symmetrischen Gesetz und Bedürfnis sich zu entziehen, das wir in uns tragen.

Gehen wir ins Alterthum zurück, so kam die volle massive Mauer in der Grenzboten IV. 1858.

ägyptischen Architektur durchgreifend zur Anwendung, wenn auch neben ihr die Säule gleichfalls eine überaus wichtige Rolle spielte. Nicht nur die Tempel selbst haben Mauern aus großen Steinblöcken, sondern vor jenen stehen noch die dem ägyptischen Baustil eigenthümlichen Pylone, thurmartige Flügel zu beiden Seiten des den Tempelraum schließenden Thores, die quadratisch-pyramidal emporsteigen. Hier bot sich nun die Aufgabe, diese weit sich hinbreitenden Mauerflächen nicht fahl und schmucklos zu lassen. Diesem Zweck entsprachen die Sculpturen, welche jeden Theil auch der Außenseiten dieser kolossalen Bauten bedeckten. Dieselben bestehen theils in Schildereien mannigfacher Art, theils in Inschriften, welche gleichfalls, da auch die hieroglyphischen Zeichen Bilder von Gegenständen sind, ein malerisches Ansehen haben. Um an einem Beispiel zu zeigen, welche unendliche Mühe diese Sculpturen noch erforderten, nachdem die herkulischen Arbeiten bei der Aufrichtung des Gebäudes selbst beendet waren, so hat man ja berechnet, daß an den Hieroglyphen eines jener vielen Tempel (des Tempels zu Esné) ein Steinmetz 50,000 Tage (das ist fast 137 Jahre) lang hätte arbeiten müssen.

Diese Sculpturen entsprechen durch ihre gigantischen Formen der Großartigkeit der architektonischen Anlage selbst. Sie geben hohe Göttergestalten, religiöse Processionen und Ceremonien, große Schilderungen von Land- und Seegefechten, wie auch Bilder von den Beschäftigungen des Landbaues und häuslichen Lebens. Obschon noch ohne Kenntniß und Anwendung der Perspective, verstanden die ägyptischen Künstler es doch vollkommen, in Miene und Bewegung der Figuren den deutlichen Ausdruck dessen zu legen, was sie sein und sagen sollten.

Aber um ihre architektonischen Schöpfungen nicht einförmig, fahl und wüß erscheinen zu lassen, ergriffen die ägyptischen Baukünstler noch ein anderes Mittel: es war die Mannigfaltigkeit und das Complicirte der ganzen Anlage. Vor dem Tempel oder Palaste selbst standen Obeliken, kolossale Statuen, herrliche Säulenhallen, gingen große Alleen von Sphingen her und vor dem Ganzen erhob sich ein erhabenes Thor zwischen imposanten Pylonen. Und zu diesem malerischen Ensemble von baulichen und Sculpturarbeiten bildete der im Westen des Niltalles steil aufsteigende libysche Bergrand den angemessenen Hintergrund, von welchem jene Werke sich vortheilhaft abhoben, gleichsam einen Rahmen, der die Perspective begünstigte und großartig abschloß. Es ist bereits in dem Werke der französischen Künstler und Gelehrten, welche die Expedition Napoleons nach Aegypten begleiteten und die Herrlichkeiten dieses Landes zum ersten Mal aufschlossen, ein Vergleich zwischen dieser Architektur und der griechischen angestellt worden. Auch der schönste griechische Tempel würde, nach dem dort ausgesprochenen Urtheil, unter dem ägyptischen Himmel, wie vor dieser geographischen Begrenzung der Landschaft, winzig und

schattenlos erscheinen. In dem milden Griechenland, in seinen anmuthigen Thälern, auf seinen leuchtenden, weit in ein belebtes Meer hinausschauenden Vorgebirgen, welche die Strahlen des segenspendenden Helios gern und dankbar aufnahmen, da waren die dortigen Tempel an ihrem Platz. Von glänzendem Marmor, in dem vollsten Ebenmaß aller Theile, lustig und leicht wie hingezaubert, krönten sie gleichsam die glückliche Landschaft und freudige Menschen zogen bekränzt zu ihren Festen. Aber unter dem wolkenlosen Himmel Aegyptens und der sengenden, blendenden Glut jener Sonne, wo die Natur selbst den Nil entlang in der drei bis vierhundert Fuß hohen libyschen Mauer einen Maßstab gegeben, hier stellten sich dem Baukünstler ganz andere Forderungen. In dieser Umgebung, Glut und Beleuchtung konnte nur das massenhafte Großartige, das Schattenreiche, als genügend erscheinen und eines Effectes fähig sein.

Machten also die Griechen an ihre Architektur, wie an alles, was sie dachten und leisteten, die Anforderung der Schönheit, erlaubte hier die vollkommene Harmonie der Theile keine Ausschreitungen, welche die gegebene, einfache Schönheitslinie störten, so war dagegen das Kolossale und ein gigantisch geordneter Wechsel der nothwendige Charakter der ägyptischen Baukunst. Dort waltete die Freude, hier die Ehrfurcht. Auch in den ägyptischen Monumenten herrscht und siegt in gar wunderbarer Weise das Gesetz der Harmonie und Schönheit, aber nach viel weitern Mäßen, so daß manches, wie z. B. die Verschiedenheit der die Decke tragenden Säulencapitäle, aufgenommen werden konnte, was in einem griechischen Werke störend wäre, hier sich aber der unermesslichen Größe des Ganzen gefällig unterordnet.

Die gewaltige Arbeit, vor welcher der ägyptische Architekt nicht zurückschrecken durfte, war eine dreifache: das Losarbeiten und Herbeischaffen des kolossalen Materials, das Ueberwältigen desselben, um das geforderte Werk herzustellen, wobei wir keine Einsicht mehr in die mechanischen Mittel haben, die sich damals zu Gebote stellten, um die ungeheure Last dieser Steinmassen aufzurichten und emporzuheben, da schon die Aufrichtung eines ägyptischen Obelisken in Europa die complicirteste Mechanik erfordert. Endlich blieb, wenn schon das ganze Werk fertig war, die Sculpturarbeit übrig, die im Innern und Außern dieser unermesslichen Höhen und Weiten fast keinen leeren Raum duldet. Alles war so eingerichtet, um Jahrtausende zu überdauern und wie ein Wunder vor den wechselnden Geschlechtern der Erde dazustehen. Manche dieser Bauten sind noch so wohlerhalten, als wären sie gestern erst entstanden. Das Material, aus welchem sie bestehen, und welches aus den Bergen zu beiden Seiten des Nil gehauen wurde, ist theils ein schöner, dauerhafter Sandstein, theils ein vorzüglicher, rosenrother Granit (Syenit), der sich zu beiden Seiten der Nilkatarakte bei Syene (Assuan) findet. Aus diesem leßtern,

harten, der herrlichsten Politur fähigen Steine wurden namentlich hohe Säulen, Statuen, Obelisken, Kolosse, alle aus einem Stück gehauen. Diese Monolithen, so wie die großen, durch ihre Schwere allein zusammenhaltenden Quaderblöcke zu den Mauern der Tempel und Paläste mußten also an den Nil geschafft, auf Flößen an Ort und Stelle gebracht, dort ausgehoben und bis zur Höhe des Bauplazes gezogen werden.

Das erstaunenerregendste Ensemble jener Werke bietet sich bekanntlich auf dem Areal des alten Theben dar, der von Homer sogenannten hundertthorigen Stadt. (Indeß ist „Hekatompylos“ nach einer Bemerkung Diodors nicht von Stadthoren, sondern von den oben erwähnten Pylonen als Tempelhoren, zu verstehen.) Hier, in den jetzigen vier Dörfern Medinat-Habu und Kurna auf der westlichen, Luxor und Karnak auf der östlichen Seite des Nil findet man jene oft beschriebenen Tempel und Paläste, jene Obelisken, aus einem Steine von 70 und 90 Fuß Höhe, die beiden berühmten Memnonkolosse, 61 Fuß hoch, welche, je aus einem Granitblock bestehend, aus der Mitte der Ebene ihre riesigen Schatten bis fast an die libysche Felswand werfen. Hier fand man den in das britische Museum gebrachten, sehr schönen Kopf eines Kolossen. Man mußte, wie ein Autor bemerkt, eine Höhle graben, um das Lächeln dieses Mundes auszudrücken. Hier sind die Trümmer des Memnoniums, auch Grabmal des Oshmandyas genannt, so wie der berühmte Palast von Karnak. An ganzen Reihen von hohen Pylonenthürmen, an Tempeln, Säulenhallen vorüber, durch Alleen von Sphinxkolossen gelangt man an den Palast, in welchem sich jener Saal befindet, dessen aus gewaltigen Steinblöcken gefügte Decke von etwa 140 Säulen getragen wird, welche, bei einer Höhe von 65 bis 70 Fuß, je einen Durchmesser von 10—11 Fuß haben, so daß, wie man berechnet hat, auf jedem Capital dieser Säulen hundert Menschen stehen könnten. Ueber dieses Werk sagt Champollion: „Ich will es nicht wagen, eine Schilderung davon liefern zu wollen; denn entweder würden meine Worte nur den tausendsten Theil von dem ausdrücken, was man über solche Gegenstände sagen muß, oder wenn ich ja davon eine schwache Skizze nur mit blaffen Tinten entwerfen wollte, würde man mich für einen Schwärmer, vielleicht auch für einen Narren halten. Genug, kein Volk alter oder neuer Zeit hat das Wesen der Baukunst nach einem so erhabenen, umfassenden und großartigen Maßstab aufgefaßt, als die alten Aegypter. Sie machten Entwürfe, wie Menschen, die hundert Fuß hoch sind, und die Einbildungskraft, die in Europa über unsere Säulenhallen sich wol noch emporschwingen kann, hemmt ihren Flug und sinkt ohnmächtig zu Boden vor dem von 140 Säulen getragenen Saal von Karnak.“ — Welchen Eindruck mußten diese nunmehr theilweise zertrümmerten und versandeten Werke auf den Fremden unversehrt, in alter ägyptischer Zeit machen! Hier und dort sieht man auf den Terrassen der Tem-

pel arabische Hütten, gleichwie Vogelnester, ja ein ganzes Dorf angebaut, das mit seinem Vieh, seinen Ställen und hundertjährigem Schutt einen widrigen Maßstab für die auch aus solchem Schmutz noch siegend hervortretende Schönheit des kolossalen Baues gibt.

Es ist im Frühern von den sogenannten Atlanten und Karyatiden die Rede gewesen, welche die Griechen öfter an Statt der gewöhnlichen Säule in Anwendung brachten. In der ägyptischen Architektur findet sich ein ähnlicher Gedanke ausgeführt. Es sind nämlich gigantische Götterfiguren, die nicht selbst das Gesimse tragen, sondern nur an die Säulen lehnen und deren majestätische Miene und Haltung, wie die französischen Gelehrten sagen, dem Nahenden ein unbeschreibliches, tief ergreifendes Gefühl der Ehrfurcht einflößt.

Eine allerdings dem gewöhnlichen Zweck entsprechende, aber doch nach Entstehung und Zusammenhang verschiedene Anwendung fand die Säule in den indischen Felsenarbeiten. — Man könnte die Kunst der Excavationen gewissermaßen als eine negative Architektur bezeichnen. Das Bauen erfordert ein regelrechtes Aufrichten und Uebereinanderschichten früher beweglichen Materials, daß es in der ihm gegebenen Gestalt und Gesamtheit nunmehr aus Beweglichem zu Festem werde. An der Stelle, wo vorher nichts als Grund und Boden war, erhebt sich eine neue Schöpfung von Menschenhand, indem der Baukünstler, Stein zu Steinen fügend, sich immer höher in den freien Luftraum emporarbeitet. Diesem positiven Herbeischaffen und Ordnen gegenüber hat die Kunst der Excavationen die Aufgabe, von dem bereits an Ort und Stelle Bestehenden das Meiste wegzuschaffen und nur wenig, dem Plane gemäß zu lassen. Solche Felsenarbeiten, die sich tief in das volle, harte Gestein des Berges hineingruben und da Räume schufen, wo die Natur alles felsenfest ausgefüllt, finden wir in mehreren Ländern. Hierher gehören die großartig angelegten Grabeskammern in Palästina, ferner die schönen Königsgräber bei Persepolis, besonders aber die unzähligen Anlagen in der ägyptischen Thebais, mit welchen die libysche Felswand durchbrochen ist. Man hat keinen Anstand genommen, diese ägyptischen Katakomben den dort über der Erde stehenden Werken an Größe und Pracht, wie an Umfang gleich zu stellen. Da sind weite Säle, tief hinabgehende Treppen, alles mit Malerei und Sculpturarbeiten überdeckt, so daß man in einem der Gänge allein 22,000 hieroglyphische Zeichen zählte, worunter 180 Figuren in Lebensgröße. Diese unermesslichen Räume, die in einer Strecke von zwei Stunden sich an der Bergwand hinziehen, sind übrigens später von Lebenden als Wohnung in Anspruch genommen worden und haben so in ihren dunkeln Tiefen eine dreifache Bevölkerung wechseln gesehen. Zuerst kamen die durch Jahrtausende von trauernden Aegyptern hierher getragenen

Mumien, die hier ein weites, stilles Todtenreich bildeten. Ihnen folgte eine lebende Generation von christlichen Einsiedlern, welche die Ueberbleibsel heidnischer Vorzeit in den Wandsculpturen mit Gyps überdeckten und auf denselben Heiligenbilder malten. In neuester Zeit wohnen hier bisweilen Familien von Arabern mit ihren Herden. Die Grabeskammern dienen ihnen als Ställe, die Mumiensärge und Todtengebeine zur Feuerung, um ihre Speisen zu bereiten. —

Aber ein noch größeres Interesse, als die ägyptischen, gewähren die Felsenarbeiten Indiens. Nicht die Trauer, sondern wie es scheint religiöse Mystik drang hier tief in den Schoß der Berge ein, um nicht Gräber, sondern Tempel, Priesterwohnungen, ja eine ganze heilige Priesterstadt zu schaffen. Es gibt Menschen, die an dem leicht Auszuführenden kein Genügen finden, sondern von einer ungemessenen Willenskraft beseelt, nur von dem Schwierigsten, scheinbar Unmöglichen angelockt, in seiner Bewältigung allein sich gefallen. Der Art waren die Unternehmer dieser Werke. Sie befriedigte die cyklopische Arbeit nicht, den Berg abzutragen und aus seinen Felsen Mauern aufzuschichten. In einem theilweise so harten Gestein, daß es nur mit dem härtesten Stahl zu bearbeiten war, grub man sich erst einen Gang ins Innere, um von hier aus den vollen Berg bei Ellora einen Halbkreis, dessen Durchmesser eine halbe Meile beträgt — gleichsam zu entfernen und aus ihm selber herauszuschaffen. Nur seine Rinde und seinen obersten Theil ließ man als Ringmauer und als Decke an ihrem Plage und im Innern so viel, als man zu den verschiedenen Mauern und Säulen brauchte. Die Säule nun wurde hier nicht aufgerichtet, um die ihr entsprechend eingerichtete Last der Decke zu empfangen, sie blieb, zusammenhängend und aus einem Stück mit dem Grunde und dem oben lastenden Berggipfel, um dessen weit gesprengte Wölbung vor dem Einsturz zu schützen. Auch die Zwischenmauern der verschiedenen Tempel und Anlagen dienten demselben Zweck. Außerdem ließ man das Gestein an seinem Orte, wo nach dem Plane Obeliskten, Kolosse, Treppen, Brücken hinkommen sollten, wie auch ganze Kapellen, deren Felsstück also im Innern wieder zur Höhlung umzuarbeiten war. Man nahm auch überall Rücksicht auf die anzubringenden Sculpturen. Allmählig gewann alles Gestalt und Charakter, es entstanden nebeneinander, oder in verschiedenen, theilweise zusammenhängenden Stockwerken übereinander, große Tempel, in deren Innern sich wieder kleinere Tempel oder Kapellen erhoben, mit Vorhöfen, Säulengängen, Teichen, Obeliskten, es entstanden unzählige kleine Grotten, als Wohnungen für Priester, oder auch für Pilger. Die Säulen erhielten Capitäle, welche Elephanten, die Lotusblume, oder anderes darstellten. Die Wände der Tempel, etwa von den Dimensionen einer großen gothischen Kirche, sind durchweg mit Reliefs geschmückt, deren Gestalten zum Theil ganz von

der Felsenmauer sich ablösen und nur an dem Rücken mit derselben noch zusammenhängen. Sie stellen Göttergestalten, Götterfamilien und deren Gefolge, mythologische Scenen und dergleichen dar. Elefantenreliefs sind unten an der Wand angebracht, als wenn die Mauer von ihnen getragen würde. Diese gigantischen Felsenarbeiten finden sich besonders auf den Inseln Salsette und Elephante und im Innern der indischen Halbinsel bei Ellora, wo sie die früher angedeutete, große Ausdehnung haben. Es gibt auch noch andere Anlagen, wo nicht nur das Innere des Berges in der geschilderten Weise, sondern auch sein äußerer Umfang entsprechend gestaltet worden, als hätte die Erde aus sich selber Tempel hervorgehen lassen.

Wandelte hier der Mensch natürliche Berge in Höhlen um, so faßte gegen- theils ein altes Geschlecht ägyptischer Herrscher oder Tyrannen den kühnen Entschluß, erst Berge zu schaffen, um in ihnen Höhlen zu gewinnen. Das sind die Pyramiden Aegyptens, etwa 400 bis fast 500 Fuß hoch und eben- so breit in der Quadratfläche, die der Fuß des Baues bedeckt. Wir gehen indeß in die Betrachtungen, zu welchen diese außerordentlichen Werke, so wie andere Leistungen der Architektur Anlaß geben, für jetzt nicht weiter ein. Die Natur ist es zunächst, welcher der Mensch diese Kunst verdankt; der Baum gab das Bild der Säule, die Höhle den Gedanken des Gewölbes, dem gothischen Stil schwebte der Dombau des Waldes vor. Wo viele Hände zum großen Werke sich einigten, da vermochten sie selbst Berge zu versetzen, oder künstlerisch umzuwandeln. Doch vermag ein Einzelner noch Herrlicheres und Bewundernswertheres, als jene zahlreich Schaffenden, zu bauen, wenn er es versteht, das eigene Herz zum Tempel des Guten und des Schönen zu gestalten, nach einem Plan, der für die Ewigkeit berechnet sei. Sz.

Ueber historische Ethnographie.

Die Ethnographie, unter den Einflüssen der Entdeckungsreisen des 18. Jahrhunderts ins Leben getreten, ist in neuester Zeit mit besonderer Liebe angebaut worden. Es haben sich Gesellschaften von Sammlern für sie gebildet, zahlreiche Entdeckungsfahrten haben ihr ein massenhaftes Material zu- gebracht, und sie ist jetzt bedacht, dasselbe zu systematisiren. In der Reihe der Erfahrungswissenschaften hat sie ihren Platz bei der Naturbeschreibung und